

Nur Zeit, als der unten näher geschilderte Zusammenstoß der Römer und Germanen erfolgte, hatte das erstgenannte Volk seinen Höhepunkt in der Geschichte bereits erreicht, während das letztere erst in die Geschichte eintrat. Wann und unter welchen Umständen die Stämme der Germanen von Osten her in Deutschland eingewandert sind, darüber liegt tiefes Dunkel, denn keine historische Kunde reicht so hoch hinauf. Neuere Forschungen stellen aus Gründen der Sprachvergleichung die Deutschen als Stammbrüder der Perfer und Indier dar.

Rom war inzwischen nicht mehr die große militärische Republik geblieben, welche so viele Jahrhunderte hindurch die Reiche der Welt zertrümmert hatte. Sein Regierungssystem hatte eine andere Gestalt erhalten: nach einem Jahrhundert voll Umwälzungen und Bürgerkriege hatte es sich unter dem Despotismus eines einzigen Herrschers gestellt, des Augustus.

Seit dem ersten schweren Kriege zwischen den Römern und den deutschen Stämmen der Cimbern und Teutonen (113 v. Chr.) hatte Rom seine Grenzen gegen Norden bis an die Alpen und den Rhein ausgedehnt. Augustus hatte nun zwar den Grundsatz und es schmeichelte zugleich seiner Eitelkeit, die Römer das Glück eines allgemeinen Friedens genießen zu lassen, den sie während der Dauer der Republik fast nie gesehen hatten; allein in einem militärischen Weltreich, welches rundum von streitbaren Völkerschaften umgeben war, konnte es unmöglich an öfteren Veranlassungen fehlen, die Armeen gegen auswärtige Feinde in Bewegung zu setzen. So waren die Völker in den Alpen noch unbezwungen, und doch konnte Italien im Norden erst dann gesichert sein, wenn Rom die Alpen und ihre nördliche Abdachung beherrschte; auch die Verbindung mit den gallischen Erwerbungen blieb unvollkommen und nicht ungefährdet, so lange die wilden Stämme in den Hochlandsgaaten den Römern nicht ernstlich unterworfen waren. Liberius und Drusus, des Augustus tapfere Stieföhne, unternahmen im Jahre 15 v. Chr. einen entscheidenden Kriegszug gegen die Rhätier, Bindelicier, Bojer, Laurischer, Stordister und andere Alpenvölker und unterwarfen sie dem römischen Scepter. Destlich davon an der mittlern und unteren Donau entstand gleichfalls allmählich eine Reihe römischer Vorländer, so daß schließlich dieser Strom die Nordgrenze des römischen Weltreiches bildete. Zur Sicherung der gemachten Eroberungen wurden römische Festen und Kolonien angelegt, wie Regina Castra (Regensburg), Augusta Bindeliorum (Augsburg), Bindobona (Wien), Aquincum (Alt-Dfen), Aemona (Laibach), Celeja (Silly) u. a.

Auch dort, wo der Rhein die Grenze der römischen Provinzen bildete, blieben den Römern fernere Kriegszüge nicht erspart. Zwar hatte nach Eroberung des linken Rheinuferes durch Cäsar eine etwa vierzigjährige Waffenruhe zwischen Römern und Deutschen bestanden, in dessen dauerte das Wogen und Drängen der germanischen Stämme an und nach dem Rhein beständig fort. Etwas gesicherter wurden erst die Verhältnisse, als Augustus den Rhein von seiner Mündung bis nach der Schweiz hinein

durch acht Legionen besetzte, welche in verschanzten Lagern die Grenze zu hüten hatten. Inzwischen gab es fortdauernd Reibungen; äußerst bedenklich erschien die Lage, als im Jahre 16 v. Chr. die Sigambrier, Uspeter und Tenctherer am Niederrhein den Strom überschritten und dem Statthalter von Gallien, M. Lollius, eine schimpfliche Niederlage beigebracht hatten. Augustus kam daher endlich zu der Ansicht, daß die Rheinlinie dauernd nur durch friedliche Unterwerfung der niederdeutschen Stämme zu sichern sei. Sein Plan war anscheinend der, „den Germanen auf dem rechten Rheinufer mit der einen Hand den Schrecken römischer Waffen, mit der andern die mannichfachen Vortheile freundlicher Verbindung mit Rom bei ungeschmälerter nationaler Selbständigkeit zu zeigen, und sie so zunächst zu Bündnissen zu bestimmen.“

Die Ausführung dieses sehr gut entworfenen Planes übertrug Augustus seinem jüngern Stiefohne, dem tapfern und tüchtigen Drusus. Seit dem Jahre 13 v. Chr. Statthalter in Gallien, unternahm Drusus drei Züge in die Gauen der Deutschen, schloß mit den Batavern und den Friesen Bündnisse, errichtete gegen 50 Castelle an beiden Ufern des Rheines, darunter auch Moguntiacum (Mainz) und Aliso an der Lippe und drang auf seinem letzten Zuge (9 v. Chr.) sogar bis zur Elbe vor. Als er sich anschickte, auch über diesen Fluß zu gehen, trat ihm, wie die Römer erzählen, ein Weib von übermenschlicher Größe entgegen und rief ihm zu: „Wohin willst du, unerfättlicher Drusus? Das Schicksal erlaubt dir nicht, alle diese Länder zu sehen. Kehre um, denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe.“ Drusus wandte sich zum Rückzuge, stürzte auf demselben mit dem Pferde und starb an den Folgen dieses Unfalls, noch ehe er den Rhein erreicht hatte.

Den Oberbefehl gegen die Deutschen erhielt nun des Drusus älterer Bruder Liberius, der ihn mit einigen Unterbrechungen vom Jahre 8 v. Chr. bis zum Jahre 5 n. Chr. führte. Ein Feldherr von hohen militärischen Talenten, bekannt mit dem Nationalcharakter der Deutschen und mit der Natur ihres Landes, dabei voll feiner Berechnung, List und Schlaueit, gelang es ihm, verschiedene deutsche Stämme zu überraschen, zu erschrecken und zu sogenannten Bündnissen zu zwingen, so daß bald genug das Land zwischen dem Rhein und der Weser fast als unterworfen angesehen werden konnte. Was Liberius begonnen, schien sein Nachfolger in der Statthaltertschaft, Sentius Saturninus, vollenden zu wollen. Das war ein Mann voll rühmlicher Eigenschaften, der die Deutschen durch biedere Rechtlichkeit, kluge Freundlichkeit und durch die Lockungen, welche das civilisirte römische Leben gewähren konnte, zu gewinnen wußte. Unter seiner Herrschaft war es schon nichts Ungewöhnliches mehr, daß deutsche Schaaren zu römischen Kriegsdiensten gebraucht wurden, und da nun die Edelren und Ausgezeichneteren derselben, mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen belohnt, heimkehrten, so schien es in der That, als ob den Deutschen die römische Sitte zu beahagen anfangte, und als ob sie sich eben darum gegen das ihnen aufzubürende Joch der römischen Oberhoheit weniger sträuben würden.

Da beging Augustus in wunderbarer Verblendung einen ungeheuren Mißgriff und machte (6 oder 7 n. Chr.) einen Verwandten des kaiserlichen Hauses, den seitherigen Statthalter von Syrien, Quinctilius Varus, zum Nachfolger des Saturninus.

Quinctilius Varus, aus einer angesehenen, obwohl nicht adligen Familie stammend, war der ächte Repräsentant der höheren Klassen der römischen Gesellschaft, welche zwar Geschmack an der Literatur, lebhaftes Empfänglichkeit für alle geistigen Interessen, genaue Kenntniß von den Grundsätzen und der Praxis ihrer nationalen Rechtswissenschaft, eine sorgfältige Übung in der Schule der Redner und Vorkiebung für die geistigen

Kämpfe auf der gerichtlichen Rednerbühne besaßen, ohne daß dadurch jedoch der alte römische Charakterzug einer grausamen Gleichgiltigkeit gegen menschliche Gefühle und menschliche Leiden gemildert oder ihre grundsätzliche Habgucht, ihr Ehrgeiz, ihre grobe und gewohnheitsmäßige Überlichtheit gezügelt worden wäre. Varus mag manche guten Eigenschaften und Fähigkeiten besessen haben, aber zum Statthalter eines freien Landes wie Germanien war er untauglich. Bisher nur an den blinden Gehorsam gewöhnt, den das Sklavenvolk Syriens ihm entgegen brachte, eines Landes, wo man seit Jahren nicht mehr wußte, was Mannesmuth und Weibertugend war, glaubte er, er dürfe seinen leichtfertigen Leidenschaften unter den hochherzigen Söhnen, den keuschen Lächtern Germaniens ebenso ungestraft freien Spielraum lassen; ferner war er nicht frei von Habgier und darum auch den abscheulichen Grundtugenden jener verdorbenen Zeit um so mehr ergeben, die in der Verwaltung fremder Provinzen nur ein Mittel der unmäßigsten Bereicherung sahen. Dazu kam, daß er weder Staatsmann genug war, der die Eigenthümlichkeiten seiner Unterthanen kannte oder zu schonen verstand, noch Krieger und Feldherr, der in den Stürmen der Empörung imponiren konnte oder in dem Getümmel der Schlacht mit Scharfblick, Umsicht und Entschlossenheit auf dem Platze gewesen wäre. Unter solchen Bedingungen hätte er vielleicht nur in Zeiten des Friedens und nur in einer mehr unterwürfigen Provinz einen ziemlich guten Verwalter abgegeben, die Statthaltertschaft in Germanien aber konnte nur zu seinem und der Seinigen Verderben gereichen.

Beim Antritt seiner Statthaltertschaft traf Quinctilius Varus das deutsche Land so ruhig, er bemerkte so wenig Kraft mehr in den Bewohnern zu irgend einem Widerstande gegen die eingeführte Ordnung der Dinge, daß er den Zeitpunkt für günstig hielt, das Land als eine völlig bezwungene, friedliche römische Provinz auch völlig römisch organisiren zu können. Dies war bisher noch nicht geschehen, indem man zwar den Deutschen das römische Joch drückend genug für sie aufgelegt, aber ihnen bisher noch in ihrem gewohnten socialen Wesen wenigstens keinen Zwang angethan hatte. Varus dachte aber während der drei Jahre seiner Statthaltertschaft an nichts anderes, als die Deutschen gänzlich zu romanisiren, und dieses unglückliche Bestreben, worin er eben seinen Mangel an Umsicht und an Kenntniß der Volksthümlichkeit der verachteten Deutschen kund gab, zog das Verderben über ihn und das römische Reich herbei. Die Deutschen standen zwar in gutem Vernehmen mit den Römern, und der Verkehr mit ihnen war den ersteren eher günstig als nachtheilig in den gegenseitigen Beziehungen; allein das berührte doch nur die äußeren, nicht die inneren Verhältnisse, die dem Volke noch zu lieb und eigenthümlich waren, als daß es sie hätte so leicht und noch dazu zwangsweise aufgeben sollen. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß Varus seine Pläne vorerst dem römischen Kaiser zur Genehmigung unterbreitet hat, und daß sie von Augustus gut geheßen und unterstützt wurden; denn dies scheint daraus hervorzugehen, daß man dem Befolge des Varus von Rom aus eine Menge Sachwalter und andere Geschäftsleute und Hilfsgegnossen für seine Statthaltertschaft angereicht hatte. Auch wird obige Ansicht durch die Art und Weise begründet, mit der Varus die ihm gewordene Aufgabe begann. Denn ohne Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche der Germanen, ohne nur darüber nachzudenken, wie er am angenehmsten zu seinem Ziele gelangen könne, vollzog er die kaiserlichen Aufträge in unbeschreiblicher Hast und Unüberlegtheit.

Varus, eingewiegt in ein Gefühl größter Sicherheit, vertheilte sein aus fünfzigtausend Mann bestehendes Heer in alle Gauen im Innern des Landes, vom Rhein bis zur Spitze aufwärts und bezog im Lande der Cherusker westlich von der Weser ein festes Lager. In diesem Sitze, der ganz das

Neußere einer Stadt hatte, dünkte er sich ein wahrer Herrscher. Umgeben von dem Kern seiner Kruppen, von einer Menge Geschäftsleute in bürgerlicher Tracht, sandte er seine Befehle aus, ordnete er die Steuern und trieb sie ein, wies die Einnehmer und Exekutoren zur Erhebung mit Zwangsmitteln an, bildete besondere Distrikte mit Advokaten, die sich schaarenweise aus Rom angefunten hatten und in lateinischer Sprache das Wort führten, entschied nach römischem Recht und ließ nach Römerweise die Urtheile an den Deutschen vollstrecken, deren freie Rücken nicht selten von den Gerichtsvollstreckern blutig gezeißelt wurden und deren Köpfe unter den Beilen römischer Viktoren fielen; selbst darin fühlte er sich groß, daß er die Häuptlinge der Barbaren vor sein Tribunal erscheinen ließ. Man kann sich denken, daß die Verachtung deutschen Wesens, wie sie Varus an den Tag legte, sich sehr bald seinen Söldlingen, Gerichtsvollstreckern, Advokaten, Steuereinnehmern eingeimpft haben wird, und daß diese es in ihren Amtsverrichtungen werden an nichts haben fehlen lassen, um den ohnehin schon gekränkten Deutschen bis in's Innerste seiner Hütten und Wälder zu verfolgen und zu peinigen.

Durch eine solche plumpe und gewaltsame Umgestaltung der altgermanischen Verhältnisse, durch eine solche Behandlung mußten die Deutschen sehr bald und sehr lebhaft an ihre frühere Freiheit erinnert werden, die ihnen über alles galt und die zu verlieren ihnen bevorstand. Die Deutschen, bei denen von jeher nur die Leibeigenen Abgaben entrichtet hatten, die Deutschen, die bisher unabhängig nach einfachem gerichtlichen Verfahren ihre Fehler und Vergehen büßten, denen vor allem Geißelhiebe und fremde Sprache ein Greuel waren, mußten sich tief empört fühlen und bald auf's Neueste gebracht werden. Es ist also nicht zu verwundern, daß eine allgemeine Gährung alle Gemüther ergriff; mehr ist zu verwundern, daß drei Jahre darüber verstrichen, bis die Wuth zum Ausbruche kam. Auf's Neueste gemißhandelt, konnten die Deutschen nur so lange rasten, bis ein Mann unter ihnen erstand, der, zum Mittelpunkte ihrer Klagen, Wünsche und Hoffnungen dienend, Kraft des Geistes und Willens genug besaß, um an der Spitze des Volkes dieses für die erlittenen zahllosen Unthun an seinen Drängern zu rächen und ihm seine verlorene Selbständigkeit durch den Untergang seines Zwingherrn wieder zu erringen.

Dieser Mann fand sich in Hermann oder Armin (von den Römern Arminius genannt), einem Sohne des Cheruskerfürsten Segimer, dessen Land auf dem rechten Ufer der Weser lag, nordwestlich vom Harzgebirge. Hermann, 17 Jahre vor Christo geboren, war in früher Jugend mit seinem Bruder als Söldner nach Rom gekommen; denn die Cherusker standen damals in gutem Vernehmen mit den Römern. Einige Jahre blieb Hermann in Rom. Seine Schönheit und Kraft des Körpers, sein lebhafter, hervorstrebender Geist, der in Rom Nahrung suchte und fand, seine Kenntniß römischer Sprache und römischer Kriegskunst machten ihn bald so beliebt, daß ihm Kaiser Augustus das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde ertheilte. Als aber sein Vater gestorben war, kehrte Hermann mit Erlaubniß der Römer in die deutschen Eichenwälder zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Ehren und Würden erhoben hatte, mit Liebe für Rom erfüllt sei und daß er seine Landsleute zu gleichen Gesinnungen führen würde; aber man irrte sich. Wie Moses einst, als er am Hofe Pharao's erzogen ward, in aller Weisheit der Aegyptier zunahm und doch voll heißer Liebe für sein armes, unterdrücktes Volk erglühete: so war auch Hermann nur seiner Bildung, nicht seiner Gesinnung nach ein Römer geworden. Und wenn es auch römischer Ueppigkeit und römischem Glanze gelang, Hermanns Bruder, der den Namen Flavius angenommen hatte, seinem Volke zu entrenten, so daß er sich

bei allen Kriegen Roms gegen sein Vaterland an jenes angeschlossen: so war dies bei einem Manne wie Hermann unmöglich, der mit freiem Blick die innere Hohlheit des Weltreiches erkannte, und den eine Parallele zwischen den Römern und seinem Volke niemals zu einem Feinde und Verräther des letzteren machen konnte. Zwar war das Gebäude der römischen Gewalt an den Grenzen und in den Provinzen wohl befestigt und wohl organisiert, allein ebenso zerfallen war es bereits in seinem Kerne und in seiner Grundlage. In Roms unablässigen Streitigkeiten mit äußeren Feinden, noch mehr in der langen Reihe von Bürgerkriegen, war in Italien jene edle, freie Mittelklasse des Bürgerthums fast gänzlich verschwunden und an ihrer Stelle hatte sich eine Oligarchie des Reichthums hervorgebracht, hinter der sich eine wüste Masse verbarg, größtentheils der Auswurf der überwundenen Völkerstämme Afiens und Afrikas, tief versunken in Elend und Verbrechen — Elemente des Aufruhrs und des staatlichen Verfalls. Die äußerste Sittenlosigkeit herrschte in allen Klassen. Schmeichelei war jetzt die Hauptthätigkeit des Senats; die Gaben des Geistes waren gänzlich der Ausarbeitung falscher Lobreden auf den Kaiser und seine Günstlinge gewidmet. Mit bitterem Unwillen mußte der deutsche Häuptling dies alles mit ansehen und die rauhe Würdigkeit seiner Landsleute damit verglichen haben: ihre Rechtschaffenheit, ihr treues Festhalten an dem gegebenen Wort, ihre männliche Unabhängigkeit des Geistes, ihre Liebe zu ihren nationalen Einrichtungen, ihre Verachtung jeder Schande und Gemeinheit. Vor allem mußte er der häuslichen Tugenden gedacht haben, welche das Haus des Deutschen heiligten; an die Achtung, die man hier dem weiblichen Charakter zollte, an die reine Anhänglichkeit, womit diese Achtung vergolten ward. Das Herz mußte ihm gebrannt haben, da er ein solches Volk den sittlich heruntergekommenen Italienern unterworfen sah.

Hermann befand sich bereits wieder einige Zeit im Schooße der Seignen, als Varus zum Statthalter von Deutschland ernannt worden war. Dieser, der vielleicht Hermann nach der Sinnesart seines ganz und gar römisch gewordenen Bruders Flavius beurtheilte, erwieß dem schönen, ritterlich gewandten Jüngling, den die römische Bildung den Römern näher stellte, als die übrigen roheren Männer seines Landes, die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten, die indeß den Zorn und den Drang nach Rache in dem Herzen des Cheruskerfürsten nicht zu tilgen vermochten. Neußerlich ruhig erscheinend, behielt dieser seine Besonnenheit und ließ dem Varus den Glauben an seine Ergebenheit, um indeß das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, zur Reife kommen zu lassen. Wann der dazu geeignete Zeitpunkt gekommen sei, war freilich noch nicht vorauszu sehen, denn Hermann war kein roher Wilder, der aus bloß thierischem Instinkt und ohne Bewußtsein von der Macht seines Gegners kocht.

Die Auszügen waren für die Deutschen immer noch trübe genug, und es gehörte eben ein heroischer Geist wie der Hermanns dazu, um vor keiner Gefahr zurückzuschrecken. Das halbe Land war von römischen Garnisonen besetzt, und was noch schlimmer war, viele deutsche Stammeshäuptlinge schienen den Zustand der Sklaverei ruhig und gedulbig hinnehmen zu wollen. Der tüchtigere Theil, auf dessen Vaterlandsliebe man noch bauen konnte, war schlecht bewaffnet und nicht disciplinirt, während die Schaaren der Gegner aus trefflich ausgerüsteten und gut geschulten Veteranen bestanden, die mit dem Kriege vertraut und von Anführern von erprobter Geschicklichkeit und Tapferkeit befehligt waren. Die Hilfsquellen Roms schienen unerschöpflich, seine Zähigkeit in Verfolgung seiner Zwecke unbeugsam. Auf Theilnahme und Unterstützung fremder Völker durfte man nicht rechnen, denn vor der steigenden Macht Roms war die Selbstständigkeit der anderen Staaten gebeugt oder zerfallen, und die Erde schien von unabhängigen

Völkern ganz entblüht. Und während die Römer Burg an Burg, Lager an Lager, Castell an Castell in den deutschen Gauen errichtet hatten und darin sichere Zufluchtsstätten, sichere Stützpunkte für ihre Kämpfe besaßen, konnten die Deutschen nicht eine einzige unmauerte Stadt aufweisen. So blieb das Unternehmen in den Augen Hermanns immer ein höchst bedenkliches, und wenn nun gar die Gestalten der Männer vor sein Auge traten, die über dem Versuche, den er jetzt erneuern wollte, dem Versuche, den Siegeswagen Roms aufzuhalten, zermalmt worden waren, so mochte immerhin ein Zagen und Beben sein Innerstes durchschauern. Aber es mußte gehandelt werden, und ein gleich starkes Gefühl als die Vaterlandsliebe sollte ihn schließlich vorwärts treiben.

Unter den vornehmen Deutschen, welche sich den Fremden am bereitwilligsten unterworfen hatten, gehörte auch ein Cheruskerfürst, mit Namen Segeft, der geheime Hoffnungen hegte, mit Hilfe der Römer sich zum Herrn über sein Volk emporzuschwingen. Die Tochter des Segeft, Thusnelba, ragte über alle Mädchen Deutschlands durch Schönheit und Tugend hervor. Zu dieser Jungfrau trug Hermann treue Liebe im Herzen, und treu und innig hing Thusnelba an ihm. So ging denn Hermann zu Segeft und warb um die Hand der Jungfrau. Segeft, dem die Abneigung des jungen Häuptlings gegen Rom nicht unbekannt geblieben sein mochte, verweigerte ihm die Hand seiner Tochter und suchte jede Verbindung zwischen den beiden Liebenden abzuschneiden. Da achtete Hermann in seiner großen Liebe weder der alten Sitte noch der Gefahr für seine Freiheit, wenn der Vater ihn erteilte: er entführte Thusnelba und brachte sie heim als sein ehelich Weib. Dafür schwur ihm Segeft ewige Rache, und er begann dieselbe damit, daß er unausgesetzt den Hermann bei Varus als einen Feind Roms verächtigte. Varus hielt sich freilich für klüger, schrieb diese Feindschaft des Segeft gegen Hermann lediglich der Entführung der Thusnelba zu und verachtete den Rath eines „plumpen Deutschen“; indeß wurde Hermann doch dadurch bestimmt, nun nicht mehr länger zu zaudern, sondern alle Energie aufzubieten, um einen allgemeinen Aufstand der großen Masse seiner Landsleute zu organisiren und in's Werk zu setzen. Heimlich berief er die Besten seines Stammes zusammen und pflog mit ihnen in stiller Waldeinsamkeit Rath. Alle erkannten, daß für die Deutschen nur darin Heil zu finden sei, wenn sie alle Römer, die im Lande saßen, wie böse Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erschlugen. Dazu lud er nun die benachbarten Bructerer, Marsen und noch andere Gauen ein, und alle schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Leben und Tod. Mit diesem Bündniß der germanischen Stämme, die bisher nur zu oft in Streit und Fehde mit einander gelegen, war der erste Schritt zur allgemeinen Schilderhebung gethan. Man hatte jetzt kühne Führer zusammengebracht, welche einen Angriff auf die Unterbrüder wagen wollten, und ebenso durfte man nicht fürchten, daß das Volk sich nicht bereitwillig auf den Ruf solcher Führer erheben werde. Eine offene Kriegserklärung gegen Rom aber und eine Begegnung mit Varus in offener Feldschlacht wäre sinn- und zwecklose Verwegenheit gewesen. Denn unmittelbar unter den Befehlen des Varus standen drei Regionen, die nach Abzug aller Entsendungen in benachbarte Gauen und Castelle, mindestens auf 14,000 Mann Fußvolk zu veranschlagen sind, ferner 8—900 Mann römische Reiterei, endlich eine gleiche oder noch größere Truppenanzahl, welche die verbündeten und unterworfenen Völker stellen mußten. Gegendüber einer solchen durch Zahl und Bediegenheit furchtbaren Streitmacht, deren Oberbefehlshaber zwar schwach genug war, dem es jedoch an tüchtigen Führern keineswegs fehlte, mußte nothwendig Kriegslust gebraucht werden. Man mußte Varus über diese Pläne vollständig im Dunteln lassen, bis die Zeit zu einem entscheidenden Schlage

gekommen war. Zu diesem Zwecke hielten sich die deutschen Verschworenen häufig im römischen Hauptquartier auf, dessen Lage oben annähernd bezeichnet ist, und wo der römische Feldherr sich mit der ganzen hochmüthigen Sicherheit des Statthalters einer völlig unterworfenen Provinz gebedete. Nächstlich ward dem Varus die Kunde, daß in einem nördlich gelegenen Theile Deutschlands, an der Weser und Ems, ein deutscher Volksstamm über die dortigen Römer hergefallen sei und sie sämmtlich erschlagen habe. Kein Name von diesem Volke ist auf uns gekommen. Man stellte nun dem Varus vor, daß dies ein Fall sei, der seine persönliche Gegenwart an Ort und Stelle erheische, und sofort gab er Befehl, alles zum Aufbruch bereit zu setzen. Beim Abschiedsmahl waren Hermann und Segest bei Varus zu Gaste, und Segest warnte noch einmal dringend vor seinem Feinde. Aber Varus glaubte ihm wieder nicht; er gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete, ihn den Römern als Bundesgenossen zuführe, und durch seinen Beistand dazu beitrage, den Marsch der römischen Schaaren zu erleichtern und die lokalen Unordnungen zu beseitigen. Es war dies Benehmen in der Politik gegründet, die Julius Cäsar vordem in Gallien bei ähnlicher Gelegenheit mit Nutzen befolgte und welche Varus hier zu demselben Zwecke nachahmte, nämlich die Fürsten dadurch, daß er sie unter seinen Augen behielt, unschädlich zu machen. Ungefähr 9 Jahre nach Chr. Geb. brachen die Römer und Deutschen zu jenem Unternehmen auf. Da indessen ein Zug in weite Ferne bevorstand, so ging derselbe ohne Ordnung wie im Frieden vor sich; Weiber, Kinder und Gepäck fehlten dabei nicht. Jetzt sah sich der deutsche Hermann dem Ziele seiner Wünsche nahe. Er war dem Aufstande der nördlichen Deutschen nicht fremd geblieben, sondern derselbe war das erste, was sich von seinem Befreiungsplane verwirklichte. Er war von seinen Freunden daselbst angezettelt, von ihnen zum Ausbruch gebracht worden, um das erste Feuer an den Brand zu legen, wodurch Varus in seinen Kräften geschwächt und dabei in eine Gegend verlockt werden sollte, die zu einem Ueberfall geeigneter war, als das von ihm bisher bewohnte Standlager. Dieser Zweck wurde durch die Sorglosigkeit erreicht, mit der Varus, den Feind in weiter Ferne suchend, auszog; noch mehr wurde aber dadurch erreicht, daß der Zug des römischen Statthalters, um Rache an jenen Stämmen zu nehmen, wie eine Feuerglut in alle Gauen um ihn her drang, alle deutschen Gemüther, wenn sie auch zum Theil noch nicht vorbereitet waren, mit Entsetzen vor einem endlichen ähnlichen Schicksal erfüllte und sie belehrte, daß sie nur, wenn sie den gegenwärtigen günstigen Augenblick benutzten, einen Ausweg der Rettung finden möchten. Ohne Plan, wie von einem elektrischen Funken entzündet, brachen daher alle deutschen Völker auf allen Seiten los, jedes zuvörderst seine Rache an den römischen Besatzungen stülend, die sich zerstreut in seiner Mitte befanden. Die, welche Hermann von dem projectirten allgemeinen Aufstande unterrichtet hatte, entfernten sich unter allerlei Vorwänden aus der Nähe des römischen Heeres, um rund um dasselbe ihre rächenden Brüder in engerer Vereinigung unter einem Führer, d. h. unter Hermann, zu sammeln. Das Heer des Varus war unterdessen langsam, ohne Ahnung des ihnen nahenden Geschehens, parallel mit der Lippe in östlicher Richtung vorwärts gegangen, war eine Strecke weit über ebenes Terrain marschirt, dann aber in jenes bewaldete Hügelland gekommen, das sich zwischen die Quellen der Lippe und Ems hineinschiebt und die Wasserscheide dieser Flüsse bildet. Diesen Landstrich, der noch heute den Namen „Leutoburger Wald“ trägt, hatte sich Hermann zum Schauplatz seiner That ausgesuchen. Der östliche Theil dieses Gebietes, in der Umgegend von Detmold, ist ein Hochplateau, vielfach von tiefen, engen Thälern durchzogen, hin und wieder kleine Ebenen lassend, die, von steilen Bergen und Felsen umgeben,

nur durch Engpässe zugänglich sind. Zahllose Waldbäche, im Hochsommer meist feicht oder ganz trocken, nach heftigem Regen aber hoch angeschwollen und reißend, durchschneiden das Gelände. Der Wald, der die Berge und Abhänge deckt, nicht allzudicht bestanden, enthält meist Eichen und wenig Unterholz, so daß Mann und Roß leichtes Spiel darin haben, wenn nicht Wasser den Boden aufgewühlt und schlüpfrig gemacht hat, und gestürzte Baumstämme und Steingeröll den Weg verlegen. Dies ist der Landstrich, von dem man annimmt, daß er einst das berühmte Schlachtfeld für die Römer und Deutschen abgab. Was uns lateinische Schriftsteller davon überliefern, paßt hier vorzugsweise, auch scheinen die zum Theil noch heute gangbaren Namen darauf hinzudeuten, wie: „Winnefeld, Knochenbahn, Nordkessel“ u. s. w.

Als der lange Zug des Varus den festen ebenen Grund verließ und sich durch Wälder, Sümpfe und Schluchten des Leutoburger Waldes weiter wälzte, da wurden die Marschhindernisse schon bedenklich genug, auch ohne den Eintritt eines bewaffneten Feindes. An manchen Stellen war der vom Regen aufgeweichte Boden für die Reiterei, ja selbst für das Fußvolk unbrauchbar, so daß man Bäume fällen und einen rohen Knüppeldamm durch den Sumpf legen mußte. Als man noch mitten in diesem Geschäft begriffen war, flog plötzlich die Kunde durch die Reihen, daß die Nachhut durch die Barbaren angegriffen sei. Da wurde Varus endlich aus seiner Sicherheit aufgeschreckt und, Gefahr sehend, meinte er, da er sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, sie noch durch Verstärkungen und andere Anordnungen beschwören zu können. Demgemäß nahm er die Miene an, als halte er jene Einzelkämpfe für gewöhnliche Händel, gab sogar seinen Römern Unrecht und bezog auf einem freien und tauglichen Plage ein Lager. Er ließ auch in der Nacht alles unnöthige Gepäck verbrennen und ordnete alles, wie es ihm als einem Feldherrn, der nun einem förmlichen Angriff entgegen sah, zukam. Den andern Morgen brach das Heer auf, sich links nach der Straße des Rheins wendend, um Aliso zu erreichen und in dieser feste Schutz und Sicherheit zu finden. Eine freiere Gegend, in die der Weg die Römer führte, schien sie neu zu beleben; sie hofften hier sich entwickeln und von ihrer Ueberlegenheit in der Kriegskunst einen vortheilhaften Gebrauch gegen die roh anstürmenden und sechtenden Barbaren machen zu können. Trügerische Hoffnung! Arminius war ein viel zu kluger Feldherr, um seine Genossen mit ihren ungeschlachten Schwertern und den ungenügenden Schutz Waffen gegen die römischen Legionen zu führen, die mit Helm, Brustharnisch, Beinschienen und Schild ausgerüstet waren. Er mußte, daß diese trefflich darauf eingeübt waren, ein regelmäßiges Gefecht zu führen, daß sie damit anzufangen pflegten, eine mörderische Salve schwerer Wurfspeere auf wenige Schritte Entfernung in den Feind zu schleudern, daß sie sich dann mit kurzen Hieb- und Stoßschwertern eine Bahn durch ihre Widersacher brachen, daß sie mitten im mörderischen Kampfe die größte Ruhe und Kaltblütigkeit beobachteten und jedes Kommandomort mit derselben Genauigkeit und Raschheit ausführten, wie auf dem Übungsplatze. Arminius ließ daher die Römer ruhig aus dem Lager rücken, in Schlachtlinie aufmarschiren und wieder die Marschkolonne bilden, ohne ihnen den mindesten Widerstand zu leisten. Eine Strecke war es Varus nun vergönnt, weiter zu ziehen, ohne daß er durch etwas anderes als einige Klänler beunruhigt wurde; nur mit Hindernissen des Bodens hatte er schwer zu kämpfen. Dabei wurden aber die Anstrengungen seiner Leute durch Regengüsse vermehrt, welche in so heftigen Massen herabstürzten, daß es schien, als ob die erbitterten Götter Deutschlands ihre Zornes- schalen über die Fremdlinge ausschütten wollten.

Nachdem die Römer eine Weile marschirt waren, stieß ihre Vorhut

auf einen bewaldeten Berggründen. Hier hatte Hermann einen Verhau von Bäumen anlegen lassen, um die natürlichen Bodenhindernisse noch zu vermehren. Erschöpfung und Entmutigung begannen sich jetzt in den Reihen der Römer zu zeigen; die Gliederung lockerte sich. Jetzt gab Hermann das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig; aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viel hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Weile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen untermüht, sank die deutsche Erde unter den Füßen des Römers ein; im losen Erdreich schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Sichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Fall. Jetzt nahmen die Deutschen in Waidmannslust erst recht die fremden Eber auf's Korn, die ihnen die heilige Erde des Vaterlandes so lange aufgewühlt! Pfeil an Pfeil, Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen, und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblick scheucht sie der Deutschen Kriegsgeheul aus der kurzen Nachtruhe empor! Wie der dritte Tag anbricht, entdecken sie erst, wie leicht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen auf's offene Land, das die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht der Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil, als der Tod. Saugend stürzen jetzt die Eidgenossen in der Römer starre Reihen. „Die Freiheit! Die Freiheit!“ schallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelschloffen sinken die Tapfersten unter den deutschen Hieben hin. Hermann selbst ist überall. Hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „D'rauf, Brüder, d'rauf!“ Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wettersert! Da gab Varus endlich Befehl zum Abzuge, um das nächste römische Standlager zu erreichen; es zeigte sich aber, daß zurück ebensowenig zu kommen war, als vorwärts. Die Wendung hatte die Angreifer nur noch leichter gemacht, und immer ungefümer drangen sie auf die entmutigten Legionen ein. Der Führer der römischen Reiterei, Numonius Bala, suchte mit seinen Geschwadern, die Waffengefährten im Stich lassend, das Weite; die Bodenbeschaffenheit verhinderte sie jedoch, zusammenzubehalten, und so wurden sie in den Wäldern und Sümpfen bis auf den letzten Mann niedergemacht. Das Fußvolk hielt noch einigermaßen zusammen und fuhr fort, zu kämpfen, weniger wohl in der Hoffnung auf Erfolg oder Rettung, als aus angeborener und anerzogener Disciplin und Tapferkeit. Das Gemel wurde immer furchtbarer, die römischen Heerhaufen schmolzen mehr und mehr, ihre Adler wurden erbeutet und die Reihen überall durchbrochen. Da stürzte sich Varus, schwer verwundet, endlich in's eigene Schwert, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, die er durch seine Bedrückungen zur Wuth gereizt hatte. Einer seiner Legaten fiel mit den Waffen in der Hand, der andere ergab sich dem Sieger, und Muthlosigkeit erfaßte die Truppen. Wer sein Heil in der Flucht finden konnte, der war glücklich zu preisen; denn nur wenigen war es vergönnt, die Ufer des Rheins wieder zu schauen. Fast das ganze stolze Heer der Römer bedeckte den Wahlplatz oder gerieth in Gefangenschaft. Das Loos der letzteren war sicherlich am beklagenswerthesten; denn Barmherzigkeit gegen den Besiegten war nie eine römische Tugend gewesen, und so mußten denn auch die Legionäre, die in der Hoffnung auf Gnade die Waffen niederlegten, jetzt selbst tief aus der Schale

der Leiden trinken, die Rom sonst an die Lippen so vieler tapferen, aber unglücklichen Feinde gehalten hatte. Die wüthenden Deutschen schlachteten ihre Unterdrücker mit berechneter Grausamkeit, und diejenigen Gefangenen, welche nicht auf dem Fleck in Stücke gehauen wurden, blieben aufgespart, um einen weit grausamern Tod bei kaltem Blute zu erleiden. Am grausamsten rächte das Volk die langedulbete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechts die neuen römischen Spitzfindigkeiten aufgebracht hatten; einem riß man die Zunge aus und rief dazu: „Nun zische, Natter, wenn du kannst!“

Selten war ein Sieg in der Geschichte so entscheidend, und kaum je warf ein Volk so plötzlich das Joch fremder Herrschaft ab. Ueberall in Deutschland fiel man über die römischen Besatzungen her und innerhalb weniger Wochen war kein römischer Fuß mehr jenseit der Donau auf deutschem Boden.

Die Schilderungen des Schreckens, mit dem in Rom die Nachricht von der Niederlage im Teutoburger Walde aufgenommen wurde, und der Angst, mit der man in die Zukunft blickte, mußte man für übertrieben halten, wenn sie nicht von lateinischen Schriftstellern selbst herrührten. Augustus zerriß seine Kleider und rannte mit dem Kopf gegen die Wände vor Betrübnis über den Verlust des schönen Heeres. „Varus, Varus!“ rief er, „gieb mir meine Legionen wieder!“ Er war voller Sorge, daß die wilden Barbarenhorben nun Italien überschwemmen, Rom angreifen und verwüsten würden. Neue Truppenaushebungen wurden angeordnet, und als man sich diesen vielfach zu entziehen suchte, schwere Bußen bis zur Todesstrafe darüber verhängt. Ausgediente Veteranen, selbst Invaliden und viele freigelassene Sklaven wurden hinzugezogen, und diese unter Liberius in aller Eile über die Alpen geschickt.

Die Deutschen verfolgten indeß nicht ihren Sieg bis in des Feindes Land; Eroberungen wollten sie nicht machen, nur von der Fremdherrschaft wollten sie frei sein. Hermann allein dachte daran, wie die Freiheit auch für alle künftigen Zeiten gesichert werden müsse, und das einzige Mittel fand er in einem Bunde der deutschen Völker. Allein die Mißgunst und feindselige Gesinnung der Häuptlinge, die für sich selbst die Herrschaft zu erringen hofften, widerstrebten ihm, vor allem Segest. Der trug noch immer unversöhnlichen Groll gegen Hermann im Herzen, überfiel ihn unversehens und schlug ihn in Ketten; nur durch die Tapferkeit seines treuen Gefolges blieb Hermann vor dem Schicksal römischer Sklaverei bewahrt.

Sobald die Römer von dieser Zwietracht vernahmen, wuchs ihnen auf's Neue der Muth und sie beschloffen, die Niederlage des Varus zu rächen. Große Macht ward gerüstet; zuerst brach Liberius, der Stiefsohn des Augustus, auf, aber die Deutschen zogen sich in ihre Wälder zurück. Bald darauf drang Germanicus, des Drusus Sohn, an den Rhein vor, überfiel die Marsen und die Chatten, schlug sie und vernüftete ihre Gaue. Da sandte ihm Segest durch einen Vertrauten die Botschaft, er, der stets ein Freund der Römer gewesen, werde von seinem eigenen Volke belagert, und er bitte den Germanicus, ihn zu befreien. Diese Kunde kam dem Römer sehr erfreulich; er zog hin mit Heeresmacht und befreite den Verräther. In Segest's Burg wurden viele edle Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermann's Weib, Thusnelde; alle diese übergab der treuloße Segest den Römern als Gefangene. Schweigend und thranenlos stand Thusnelde in ihrer Würde da, sie zeigte eben mehr von dem Geiste ihres Vaters, als von dem ihres Vaters. Sie ward nach Ravenna geführt, wo sie einen Sohn gebar, von dem uns Tacitus erzählt, daß er im Alter von 4 Jahren mit seiner Mutter und andern Gefangenen bei einem Triumphzuge durch die Straßen Roms geschleppt wurde. Hermann ward durch diesen Raub

fast bis zum Wahnsinn getrieben. Das Schicksal seiner Lieben, die er übrigens nie wieder gesehen hat, entflammte ihn zu berebten Aufrufen an seine Landsleute, in denen er sie gegen die Verräther unter ihnen selbst und gegen jene Fremdlinge aufstachelte, welche mit Weibern und Kindern Krieg führten. Germanicus aber zog stolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Da fand er auch den Wahlplatz, wo die Legionen gefallen waren, und begrub die meisten Gebeine seiner erschlagenen Landsleute. Noch standen die Altäre, auf welchen die Hauptleute der Römer den Göttern geopfert waren. Hermann lockte ihn noch tiefer in's Land und griff ihn dann mit seinen Mannen an. Die Schlacht, die darauf folgte, blieb nach römischen Berichten unentschieden, doch hatte sie zur Folge, daß Germanicus wieder über den Rhein zurückzugehen beschloß. Er selbst schiffte sich mit einem Theile seiner Truppen auf der Ems ein und kehrte auf diesem Strome und dann zur See zurück; einen anderen Theil seiner Streitkräfte vertraute er aber einem römischen General, Namens Cäcina, an, der sie zu Lande nach dem Rhein führen sollte. Armin folgte dieser Division auf dem Marsche und lieferte ihr mehrere Gefechte, worin er den Römern schwere Verluste beibrachte und ihnen den größten Theil ihres Gepäcks abnahm. Im folgenden Jahre blieben die Römer unthätig; aber das Jahr darauf erneuerte Germanicus seinen Einfall. An den Meeresküsten fuhr er mit einer Flotte hin bis zur Ems; von dorthin drang er in's Land. Da wichen die Cherusker, in der Gegend, wo heutzutage Minden steht, hinter die Weser zurück und erwarteten ihn zur Schlacht. Bevor sie begannen, sah Germanicus seinen Bruder Flavius auf feindlicher Seite stehen und rief ihm zu: „O, komm' herüber zu deinem freien Volke, mein Bruder! Was kämpfst du in den Reihen der Römer gegen dein eigenes Vaterland? Kennst du die alten Eichen nicht mehr? Hörst du nicht, wie sie dir Grüße zuraufen aus unserer Kränzenzeit? Wirf hin, wirf sie von dir, die goldenen Ehrenzeichen, mit denen die Römer deine Knechtschaft vergülben! Wie ist es doch viel schöner, von freien Brüdern geliebt zu sein und auf heimischer Erde zu sterben!“ Aber Flavius war zum Römer geworden und hatte kein Herz mehr für solche Worte. Da gebot Germanicus voll Grimm die Schlacht; sie dauerte vom Morgen bis tief in die Nacht. Klug hatte Hermann den Plan erdacht und bestellt; doch die Wuth des Kampfes verdarb das Wohlersonnene. Die Cherusker rannten von den waldigen Hügeln, wo Hermann sie aufgestellt, zu früh in's Thal hinab; dadurch entstand Verwirrung. Die Römer bemuhten sie, brangen von allen Seiten vor und wurden Meister des Schlachtfeldes. Da stürmte Hermann hoch zu Kosk wider die Bogenschützen und bahnte sich endlich eine Gasse. Möglich stieß er wieder gegen eine lebendige Mauer; das waren die römischen Bundesgenossen aus Gallien, Tyrol, vom Reth. Verwundet, daß das Blut ihm über's Gesicht rann und ihn unkenntlich machte, brach der tapfere Held dennoch durch und gewann das Freie. Wie aber die Römer den Rückzug antraten, stand alles Volk in den Gauen wider sie auf, und abermals ward grimmig geschlagen bis tief in die Nacht. Die Römer nannten's Sieg, zogen sich aber eiligst zurück und gaben nun ihre Versuche auf.

Nachmals finden wir Hermann als Führer im Kampfe gegen die inneren Feinde des Vaterlandes. Marbod, König der Sueven und Markomannen, hatte ein gewaltiges Reich von den Alpen bis zur Elbe ausgerichtet und strebte im Hinblick auf seine Macht dahin, alle anderen deutschen Stämme in Abhängigkeit von ihm zu bringen. Hermann kannte den ehrgeizigen Sinn des Marbod, mit dem er in Rom erzogen worden, nur zu gut; er hatte diesem nach der Teutoburger Schlacht das Haupt des Varus übersandt und ihm damit die Lehre geben wollen: „So wird es allen Feinden des Vaterlandes ergehen!“ Allein Marbod hatte den Wink

nicht verstanden und das Haupt dem Kaiser Augustus übersandt. Jetzt sah sich Hermann genöthigt, gegen ihn seine Völker in den Kampf zu führen. Die Semnonen und Longobarden, zwei suevische Stämme, welche das Joch Marbods nicht ertragen mochten, schlossen sich Hermann an. Nach mehreren kleineren Gefechten kam es im Jahre 16 n. Chr. zu einer Hauptschlacht zwischen beiden Parteien. Dieselbe blieb zwar unentschieden, doch gelang Marbod das Uebergewicht seines Gegners dadurch zu, daß er eine Erneuerung des Kampfes vermiehd und die Römer zu seinem Schutze herbeirief. Durch Vermittelung des jüngeren Drusus wurde zwischen Hermann und Marbod ein Friede geschlossen, aus dessen Bedingungen hervorgeht, daß der letztere auf seine ehrgeizigen Pläne gegen die Freiheit der anderen deutschen Stämme verzichtete.

Hermann überlebte diesen zweiten Unabhängigkeitskrieg nicht lange. Ihm, der die Freiheit noch mehr geliebt, als Weib und Kind, ihm ward von neidischen Verwandten nachgesagt, er strebe nach der Alleinherrschaft, und unter den Mörderstreichen dieser Verwandten endete er im Alter von 37 Jahren sein Leben.

Hermann hinterließ einen Namen, welchen die Geschichtsschreiber der Nation, gegen die er so lange und ruhmreich gekämpft, besonders zu ehren liebten. Aus der unzweifelhaftesten Quelle, aus dem Munde seiner Feinde, kennen wir seine Thaten; denn Tacitus, Roms größter Geschichtsschreiber, sagt von ihm: „Er war ohne Zweifel der Befreier Germaniens, und hat nicht, wie andere Könige und Feldherren, des römischen Volkes Anfang, sondern das Reich in seiner Blüte bekämpft, in Schlachten nicht immer, aber im Kriege unbefiegt. Siebenunddreißig Jahre hat er gelebt, 12 Jahre Gewalt geübt. Nach ihm wird er bei den barbarischen Völkern besungen; den Geschichtsbüchern der Griechen ist er unbekannt, welche nur die Thaten der Hellen bewundern; auch bei den Römern nicht, wie er sollte, beühmt, da wir nur das Alte erheben, um das Neue unbekümmert.“ So spricht ein Römer, und was würden wir nicht von Hermann sagen können, wenn jene Lieber seines Volkes sich erhalten hätten! Aber am unvergänglichsten steht sein Ruhm da in den außerordentlichen Folgen seiner Großthat, die dem deutschen Volke die theuersten Besitztümer, Freiheit, Eigenthümlichkeit, Sprache und Sitte erhalten hat.

Etwa 18 Jahrhunderte nach Hermanns Tode, im Jahre 1838, tauchte in Deutschland der Gedanke auf, dem großen Nationalhelden eine Huldbildung darzubringen. Es wurde beabsichtigt, ihm auf der sogenannten Grotenburg bei Detmold ein kolossales Denkmal zu errichten. Nach dem Modelle C. v. Bändels (siehe die Abbildung auf dem Umschlage!) sollte es aus getriebenem Kupfer gearbeitet und 40 Fuß hoch werden, den Helmen mit gehobenem Schwerte und in altdeutscher Tracht darstellen und auf einem 90 Fuß hohen, tempelartigen, in gothischem Stil gehaltenen Piedestal zu stehen kommen. Bis zum Jahre 1846 war der Unterbau des Denkmals beendigt und mit der Kuppel gekrönt. Dann trat ein betrübender Stillstand ein, und Jahre kamen, in welchen den Deutschen das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit immer mehr zu schwinden drohte. Erst als der deutsche Mann von Blut und Eisen, Fürst Bis marck, die politische Schau-bühne betrat, wurde es lebendiger im deutschen Vaterlande. Die Siege der deutschen Waffen in den Jahren 1864 und 1866 festigten immer mehr das Nationalbewußtsein des deutschen Volkes. Und als 1870 wieder einmal der Romanismus unter Frankreichs Führung im frechen Uebermuthes es wagte, dem Germanismus den Fehdehandschuh hinzuwerfen, da erhoben sich in allen Gauen des deutschen Vaterlandes die Völker wie ein Mann, warfen den alten Erbfeind mit einem Heldenmuthes, der in der Geschichte kaum seines Gleichen findet, zu Boden, und ein einiges, großes Deutschland

ging aus diesem Kampfe hervor. Jetzt gedachte Deutschland auch seiner Ehrenschild, der Vollendung des Hermann-Denkmal's. Kaiser Wilhelm bewilligte unter allgemeiner Zustimmung des Reichstages die noch fehlende Summe von 10,000 Thln. zur Krönung des nationalen Monumentes, das nunmehr vollendet ist und seine feierliche Einweihung an dem heutigen Tage erfährt. Möge es für ewige Zeiten ein Erinnerungszeichen deutschen Gelbenmuthes, deutscher Treue und Hingebung an's Vaterland sein; mögen die Worte, die in goldenen Lettern auf Hermann's Schwerte prangen:

Deutsche Einigkeit meine Stärke,

Meine Stärke Deutschlands Macht —

unauslöschlich in den Herzen aller deutschen Fürsten und aller deutschen Stämme einen Nachhall finden, dann wird unser herrliches Vaterland — komme, was da wolle — groß und gesichert dastehen und in der Reihe der Staaten den Rang einnehmen, der ihm gebührt.

Im Verlage der Krüll'schen Buchhandlung in Gießstädt und Stuttgart
erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Dichter-Lexikon.

Biographische und bibliographische

Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten.

Unter besonderer Berücksichtigung

der Gegenwart für Freunde der Literatur zusammengestellt

von

Franz Schimmer.

Bisher erschienen 8 Lieferungen (Abbt bis Kaiser), a 1 Mark.

Durch zweierlei unterscheidet sich das vorliegende Dichter-Lexikon von Werken ähnlicher Art. Es beschränkt sich erstens nicht auf gewisse Gauen unsers Vaterlandes (wie Wurzbach, Serika, Nowak, Korermand, Lübler, Schröder-Alberti, Schröder-Klose, Rahmann, Waader, Flecke-Napierstky u. a.), bindet sich nicht an bestimmte Zeiträume, kennt keinen Unterschied hinsichtlich der Konfession (wie Kehrlein) oder des Geschlechts (wie Schindel u. a.), sondern will ein **Nachschlagebuch** sein, das über die hervorragenden literarischen Persönlichkeiten und literarischen Erscheinungen in **sämmtlichen Perioden** unserer deutschen Literaturgeschichte hinreichenden Aufschluss gibt, und das demzufolge (mehr als 3000) Dichter und Schriftsteller nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus den deutsch redenden Theilen der Nachbarländer auführt. Es hat aber zweitens vor allen andern ähnlichen Werken den Vorzug, daß es die Gegenwart in so umfassender Weise berücksichtigt, wie dies in keinem der bisher erschienenen Werke geschieht. Der Herausgeber wurde dabei von den jetzt lebenden Dichtern und Schriftstellern in freundlichster Weise unterstützt, er konnte über ca. 500 Autobiographien verfügen und dadurch seiner Arbeit jene Vollständigkeit geben, die von der gesammten, seither kundgewordenen Kritik so rühmend hervorgehoben wird. Das Dichter-Lexikon dürfte sich ganz besonders zur Anschaffung für Lehrer-Bibliotheken und Lehrer-Lesezirkel empfehlen, und werden die Leiter derselben freundlichst gebeten, dem Werke ihr Interesse zuzuwenden.

Kreyhoff's Druckerei in Rauten.